

# Inhalt

## **1 | Aus-der-Reihe-Tanzen kann sich lohnen**

**7**

Vom Ende zum Anfang

7

Ein besonderer Geburtstagswunsch: Die Stiftung »Aufmüpfige Frauen«

9

Vom Verein zur Stiftung

10

Vernetzung und Solidarität

11

Vom Prinzip der »Umverteilung« – an die Frauen

12

## **2 | Ich bin eine Kriegsfeministin – Prägungen meiner Kindheit**

**13**

Meine Mutterfamilie

13

Mit dem letzten Zug auf der Flucht

16

Umgeben von starken Frauen

22

## **3 | Eine komplizierte Schulzeit und eine einfache Karriere**

**25**

Fünf Schulen in vier Jahren und zwei Sprachen

25

Außenseiterin

32

Stille Widersprüche

38

Auf zum Studium, möglichst weit weg von Zuhause

41

Zwei bedeutsame Begegnungen

44

Politik vor der Haustür

49

»Natürlich promovieren Sie!«

50

## **4 | Forschen, Fördern und Fordern: Als Professorin in Dortmund**

**53**

Aller Anfang ist schwer – und doch lag ein Zauber in ihm

53

Als Grenzgängerin zwischen Wissenschaft und Politik

55

Die Perspektive der Frauen

57

Frauen begreifen ihren Alltag:

Das 1. Frauenforum im Revier 1979

59

Frauen und Hochschulen geraten in Bewegung

66

Die Frauenstudien öffnen Türen

68

Produktive Vernetzung im Arbeitskreis Wissenschaftlerinnen NRW

70

Ein grandioses Hochschulreformprojekt und

das erste Graduiertenkolleg

78

Endlich angekommen

82

Als Doktormutter eine Lernende

84

Als Professorin eigenartig privilegiert

88

Eine Horizonterweiterung: Forschungsfreisemester im Ausland

90

Wo ist bloß die Zeit geblieben?

93

## **5 | Mein Alterswerk**

**97**

Aufmüpfige Frauen als Motor der Veränderung

97

Wie kann die Stiftung überleben?

99

Was bleibt

102

## **Epilog**

**105**

# 1 | Aus-der-Reihe-Tanzen kann sich lohnen

## Vom Ende zum Anfang

Dieses Buch erscheint am Ende meines Lebens, das mir beim Schreiben dieser Zeilen bereits vor Augen steht. Ob ich sein Erscheinen noch erlebe, ist ungewiss. Warum will ich es unbedingt zu Ende bringen? Eitelkeit, Größenwahn – solche Motive unterstellte ich mir zeitweise, bis mir klar wurde: In meiner Biographie drücken sich gesellschaftliche Entwicklungen aus, die ich mit einer ganzen Frauengeneration teile. Diese Generation – grob beschreibbar als die Kriegs- und Nachkriegsfeministinnen – hat das Leben in der (alten) Bundesrepublik verändert. Meine persönliche Geschichte ist die von vielen und mit vielen.

Ich werde in diesem Buch von meinen Anfängen erzählen, um in der Rückschau die Voraussetzungen aufzuzeigen für meinen Lebensweg. Nicht immer halte ich dabei die historische Zeitabfolge ein, sondern greife manchmal vor – z. B. von Erfahrungen im Jahre 1968 auf das, was 1976 daraus folgte.

Das Buch beginnt und endet mit der Situation von heute, in der meine Stiftung „Aufmüpfige Frauen“ die zentrale Rolle einnimmt – ist sie doch das, was mich – hoffentlich – überdauern wird.

Mein Blick für die Frauen wurzelt in meiner Kindheit, in der ich – kriegsbedingt – von starken Frauen umgeben war. Alles, was zu tun war, wurde von Frauen bewältigt. Und so dachte ich im Umkehrschluss: Wie kann man nach all den Erfahrungen den Frauen bloß so wenig zutrauen? Sie konnten doch alles schaffen!

Es waren die Frauen der Nachkriegsgeneration, die in der Frauenbewegung aufstanden – und aufmüpfig wurden. Ihnen ging es besser als ihren Müttern und Großmüttern und als Frauen je zuvor. Sie nutz-

ten die Chance einer demokratischen Gesellschaft, traten selbstbewusst auf und kritisierten lautstark die Geschlechterverhältnisse.

Meinen Bildungsweg unterstützten meine Mutter und Großmutter – solange sie lebten. Ich ging noch zur höheren Schule, als Großmutter zu einer Operation ins Krankenhaus aufbrach und sagte: »Du kannst studieren und Beamtin werden«. Sie starb im Krankenhaus. Ihren Rat habe ich befolgt.

Nur durch den westdeutschen Sozialstaat wurde mein Berufsweg möglich: Da mein Vater im Krieg gefallen war, erhielt ich eine Halbwaisenrente, das Fahr- und Schulgeld für die höhere Schule wurde unserer Mutter als Kriegerwitwe erstattet. Außerdem gehörte ich zur ersten Generation der Studierenden, die vom Honnefer Modell profitierte, dem Vorläufer des heutigen BAföG. Ohne diese staatliche Unterstützung wäre mein Bildungsweg unmöglich gewesen. Deswegen war es mir ein Bedürfnis, diesem Sozialstaat der Nachkriegszeit mit seinem Lastenausgleich und der Kriegsopferversorgung in Dankbarkeit etwas zurückzugeben, wenn auch als aufmüpfige Frau.

Ich war ein schüchternes und stilles Kind. Bis zum Ende des Studiums hielt ich mich im Hintergrund. Erst die neue Frauenbewegung, der ich mich seit ihren Anfängen in den 1970er Jahren verbunden fühle, gab mir das Selbstvertrauen, »aufmüpfig« zu werden. Gemeinsam mit anderen Frauen fühlte ich mich stark. Ich lernte zu widersprechen, ja: aufzubegehren.

Als junge Professorin konnte ich in den 1970er und 1980er Jahren mit diesem Rückenwind vieles lernen: Meine Stimme für mich und andere Frauen zu erheben, Mut zum eigenen Denken zu entwickeln, die Beharrlichkeit, Ziele zu verfolgen und Steine aus dem Weg zu räumen. Ich setzte mich in den Gremien – zumeist als einzige Frau und daher mit allerhand Verwunderung wahrgenommen – für unsere Sichtbarkeit ein und für die gerechtere Verteilung der Ressourcen. Inspiriert haben mich dabei auch meine »aufmüpfigen« Studentinnen und Doktorandinnen.

Dass ich diesen »Kampf« aus einer sicheren Position führen konnte, verdanke ich einer Frau: Professorin Helge Pross. Sie förderte mich und ermöglichte mir den Ruf nach Dortmund.

Ich kämpfte immer auch für meine Mutter. Sie war überzeugt: Bildung sei das Wertvollste, das ein Mensch besitzt. Sie hätte, wie so viele andere Frauen ihrer Generation, selbst gern studiert – und ich bin sicher: mit großem Erfolg.

## Ein besonderer Geburtstagswunsch: Die Stiftung »Aufmüpfige Frauen«

1990 beging ich meinen 50. Geburtstag als schon langjährige Professorin, in der Öffentlichkeit sichtbar, in verschiedenen Netzwerken und Gremien tätig, etwa als Sachverständige in der Enquête-Kommission »Zukünftige Bildung« des Deutschen Bundestages. Mitarbeiterinnen und Kolleginnen hatten ohne mein Wissen eine Festschrift für meinen 50. Geburtstag vorbereitet: »Was eine Frau umtreibt. Frauenbewegung – Frauenforschung – Frauenpolitik.«<sup>1</sup> Sie drängten mich, mein halbes Jahrhundert auch »groß« zu feiern. Ich stünde doch in der Öffentlichkeit und da gehöre es nun einmal dazu.

Es war einige Überzeugungsarbeit nötig, doch schließlich lud ich zu einer großen Feier in das Hotel im Rombergpark ein und schrieb auf die Einladungskarte: »Ich möchte zu meinem 50. Geburtstag keine Geschenke, sondern ich möchte eine Stiftung gründen für Aufmüpfige Frauen und wünsche mir dafür eine Spende auf das Konto Aufmüpfige Frauen, Stadtparkasse Dortmund 422056041.«

Diese Idee schien meinen mehr als 100 Gästen zu gefallen. Sie spendeten fleißig und – mit etwas Eigenanteil – kamen an diesem Nachmittag 30.000 Deutsche Mark zusammen. Das war viel Geld und doch zu wenig, um eine Stiftung zu gründen. Mindestens das Doppelte war an Startkapital nötig. Immerhin: Ein Anfang.

---

1 Hrsg. von Anne Schlüter, Christine Roloff und Maria Anna Kreienbaum, Centaurus-Verlagsgesellschaft Pfaffenweiler 1990.

## Vom Verein zur Stiftung

Mit sechs Mitstreiterinnen gründete ich 1992 den Verein »Aufmüpfige Frauen e. V.« Zur Vereinsgründung unterschrieben am 17. Juni 1992 nacheinander: Sigrid Metz-Göckel, Margot Gebhardt-Benischke, Felizitas Sagebiel, Gabriella Wollenhaupt, Heidi Blumenkamp-Koch, Hannelore Weihert und Karola Pohlhausen. Die Frauen stammten aus meinem Freundinnen- und Bekanntenkreis. Mit vereinten Kräften verfolgten wir das Ziel, Geld für die Stiftung einzuwerben. Zwölf Jahre sollte es dauern, bis wir das Startkapital beisammenhatten.

Auf diesem langen Weg begegnete uns Anerkennung und Kopfschütteln. Allein unser Name war Fanal und Affront zugleich! Viele rieten uns vom Begriff »Aufmüpfig« ab. Auch meinem Mann gefiel der Name Aufmüpfige Frauen nicht.

In der Bildungskommission des Ministerpräsidenten von NRW Johannes Rau traf ich auf Reinhard Mohn, dem Gründer der Bertelsmann-Stiftung und erwähnte, dass ich eine Stiftung gründen wolle, mir jedoch das nötige Geld fehle. »Meine Frau hat gerade die Schlaganfall-Stiftung gegründet«, erzählte er mir, »sie geht aus keinem Gespräch raus, ohne mindestens 30 000 Euro eingeworben zu haben«.

Diese Frau musste ich treffen! Er vermittelte ein Gespräch, und ich fuhr zu Liz Mohn nach Gütersloh – unbedarft wie ich war. Das erste, was sie mir in strengem Ton mitteilte: »Der Titel ist unmöglich! Kein Mann gibt für eine aufmüpfige Frau Geld, auch nicht für eine Geliebte.« Sie sagte das nicht unfreundlich, aber bestimmt. Einen konstruktiven Rat hatte ich nicht bekommen, aber sie hatte recht. Meine Erwartung, eine Million einzuwerben, war illusorisch. 2004 gründete ich gleichwohl die selbstständige Stiftung »Aufmüpfige Frauen«, mit viel geringerem Kapital und einer im Spektrum der deutschen Stiftungen einzigartigen Ausrichtung.<sup>2</sup> Denn die Stiftung Aufmüpfige Frauen

---

2 Dem Vorstand gehörten an: Ingrid Lessing, Karola Pohlhausen, Felizitas Sagebiel und Hannelore Weihert, etwas später kam Sigrid Rahmann-Peters. Als Hannelore im Jahre 2011 starb, kamen Ute Zimmermann und Ilse Kamski hinzu.

fördert Frauen, die aus eigener Kraft etwas Originelles geleistet haben, das dem Gemeinwohl dient. Sie unterstützt starke und mutige Frauen, die gegen den Strom schwimmen können und kreative Potenziale von Frauen repräsentieren. Sie fördert vor allem eine wertschätzende Haltung gegenüber dem Feminismus, dem sie in der deutschen Bürger/innengesellschaft mehr Anerkennung verschaffen will.

Der Stiftungsname wirkte weiterhin als Fanal und Affront zugleich. Aber Feministinnen, als die wir uns ja in der Stiftung verstehen, stießen und stoßen häufig auf Widerstand und Ablehnung. Insofern passte die Namenswahl – und ist inzwischen akzeptierter. Geholfen hat uns, dass wir allesamt als gestandene, seriöse und erfolgreiche Frauen galten. Auch haben wir formuliert, dass wir dem Feminismus einen guten Klang sichern wollen, gegen alle Unterstellungen von militanter Männer- und Kinderfeindlichkeit und was der Dinge mehr sind.

Die langwierige Entstehungsgeschichte war zum Glück nicht von banger Ungeduld geprägt. Der Verein und die zukünftige Stiftung waren als Thema immer gegenwärtig; im Vordergrund standen aber unsere regelmäßigen Frauen-Treffen mit gemeinsamem Essen in unseren privaten Räumen und dem stets fließenden Austausch zu Themen aller Art. Emotionale und intellektuelle Verbundenheit waren das Entscheidende.

## **Vernetzung und Solidarität**

Dieser Geschichte der Stiftung, von einem scheinbar naiven Optimismus getragen, spiegelt ein zentrales Motiv meines Lebens: Nur gemeinsam kann man/frau etwas erreichen – Vernetzung ist von unschätzbarem Wert. Wie hätte ich meine in der Kriegs- und Nachkriegszeit verbrachte Kindheit ohne schwere Schädigung überstehen können, hätte es da nicht ein Netz aus Verwandten und Bekannten gegeben? Und wie hätte ich meine Professur ausgestalten können ohne all die Kontakte, die mir Halt gaben, mich emotional und strategisch unterstützten? Das gemeinsame Wirken, die Verbundenheit mit anderen Menschen, sind das Glück meines Lebens.

Die Stiftungsgründung speiste sich noch aus einem anderen Motiv: der Solidarität mit Frauen und dem Wunsch, die Welt zu deren Gunsten zu verändern.

## Vom Prinzip der »Umverteilung« – an die Frauen

Die Grundanliegen der Stiftung Aufmüpfige Frauen war und ist eine gerechte Umverteilung zugunsten der Frauen. Mir selbst ging es gut: Ich war privilegiert und hatte mit meiner Professur auf Lebenszeit ausgesorgt. Aber die vielen Frauen um mich herum an der Universität und in den Frauenprojekten mussten sich mit prekären Arbeitsverträgen zufriedengeben, die befristet und unterbezahlt waren. An dieser sozialen Ungleichheit wollte ich etwas ändern. Als Professorin hatte ich die Möglichkeit, Verhältnisse zu gestalten. Ich konnte Verträge veranlassen, Gehälter verbessern und Frauen fördern. Die Gründung der Stiftung war ein kleiner Schritt in Richtung Geschlechtergerechtigkeit.

Das Hochgefühl des Aus-der-Reihe-Tanzens, des Ermächtigen, des Sichtbarwerdens, das mich selbst beflügelt und vorangebracht hat, ist der Hintergrund für die Stiftung Aufmüpfige Frauen. ‚Aufmüpfigkeit‘ ist im Verständnis der Stiftung auch eine politische Kategorie.

Frauen, die eine solche Energie versprühen und andere mitreißen, will die Stiftung fördern. Aufmüpfigkeit ist ein Motor für Veränderung. Durch Aufmüpfigkeit werden Dinge in Bewegung versetzt. Deshalb zeichnen wir alle zwei Jahre Aufmüpfige Frauen aus. Unsere finanziellen Erträge und zusätzliche Spenden beschränken uns auf einen Betrag von € 3.000,00 pro Preisträgerin. Darüber hinaus können wir sie ideell unterstützen, sichtbar machen und Verbundenheit mit ihnen demonstrieren.

Ich kenne aus meiner Kindheit bittere Armut. Und ich bin bis heute dankbar, dass uns immer wieder Menschen unterstützten, denen es ein wenig besser ging und geht.

Ich danke Prof. Dr. Ursula Müller für die Endredaktion dieses Kapitels und Dr. Uta C. Schmidt für die Unterstützung bei der Fertigstellung.



## 2 | Ich bin eine Kriegsfeministin – Prägungen meiner Kindheit

### Meine Mutterfamilie

»Du bist ein Sonntagskind, ein Glückskind«, sagte meine Mutter. Ich wurde an einem Sonntag im August 1940 in einen Krieg hineingebo-  
ren, der mir schon nach kurzer Zeit den Vater nahm.

Am Tag meiner Geburt feierte meine Urgroßmutter Philomena Grzonka ihren 80. Geburtstag. Es war damals üblich, dass die Mütter ihren Töchtern beistanden, wenn sie Kinder zur Welt brachten. Meine Großmutter war jedoch zum Jubiläum ihrer Mutter nach Skrbenski, heute Skrbensko, verreist. Deshalb kam ich mit Hilfe einer Hebamme zur Welt, in der Wohnung meiner Eltern, des Lehrerehepaars Schneider, im oberschlesischen Dorf Klein-Peterwitz, heute Petrowice małe, Kreis Ratibor im Hultschiner Ländchen.

Oberschlesiens wechselvolle Geschichte durchzieht meine Familiengeschichte mit unterschiedlichen Zugehörigkeiten und Sprachen. Über Jahrhunderte war es ein sprachliches Mischgebiet. Es gehörte zu Böhmen, später zu Preußen und teilweise zum Habsburgischen. 1871 wurde Oberschlesien dem Deutschen Reich angegliedert. Nach dem Ersten Weltkrieg und der Wiedererlangung der Unabhängigkeit Polens 1918 führte man 1921 eine Volksabstimmung durch, bei der fast 60 Prozent für die Zugehörigkeit zum Deutschen Reich votierten, ein Teil aber für Polen. Dies hatte Konsequenzen für die Namen der Familien, Städte und Dörfer meiner Kindheit.

Die Frauen mütterlicherseits stammten aus Skrbensko im Kreis Rybnik, ebenfalls in Oberschlesien, das aber mehrheitlich für Polen stimmte. Meine Mutter war die Tochter eines deutschsprachigen Leh-

rerehepaars. Ihr Vater, Maximilian Matysik (später Mattner), war Volksschullehrer. Die Mutter meiner Mutter, Luise Grzonka, war für mich eine eindrucksvolle Frau. Drei ihrer älteren Geschwister waren als Kinder an Diphtherie erkrankt, zwei starben, nur eines überlebte. Während dieser älteste Bruder meiner Großmutter mit dem Tode rang, legte meine Urgroßmutter Philomena Grzonka das Gelöbnis ab, sie werde, würde ihr Sohn überleben, bis an ihr Lebensende jeden Morgen eine bestimmte Litanei singen. Es half. So habe ich sie in Erinnerung: Eine uralte Frau von mehr als 80 Jahren, die am Fenster sitzt und eine polnische Litanei singt.

1921 wurde das Gebiet Oberschlesiens, in dem die Herkunftsfamilie meiner Mutter und Großmutter lebte, im Zuge der Volksabstimmung Polen zugeschlagen. Da beide deutschsprachig waren, wurden sie nach Westen umgesiedelt. So landeten sie in Pluder, das ab 1936 Wildfurt und nach 1945 Pludry heißt und in der Nähe meines Geburtsortes Klein-Peterwitz lag. Zu Hause hatte meine Großmutter hauptsächlich das sogenannte Wasserpolnisch gesprochen, einen ober-schlesischen Dialekt. Das Gebiet, in dem es gesprochen wurde, wird als zweisprachiges Oberschlesien bezeichnet. Auf Polnisch heißt es Gwiarra, grammatikalisch ähnelt es mehr dem Polnisch-Tschechischen, enthält aber deutsche Wörter. In der Lehrerfamilie Matysik sprach man nur Deutsch, meine Mutter natürlich auch. Ich habe sie nie Polnisch oder Wasserpolnisch sprechen hören, obwohl sie es verstehen konnte.

Auch die Familie meines Vaters stammte aus einem ober-schlesischen Dorf, in dem man jedoch den schlesischen Dialekt sprach. Als mein Vater Franz-Josef 1903 als ältester Sohn des Bauernpaares Aloisius und Marie Schneider (geb. Breuer) geboren wurde, hieß das Dorf Wanowitz. 1936 nannte man es um in Hubertusruh und seit 1945 heißt es auf Polnisch Wojnowice. Mein Vater wurde Volksschullehrer. Dafür war damals keine universitäre Ausbildung nötig, sondern man absolvierte nach der Volksschule ein Lehrerseminar. Der zweite Sohn und einzige Bruder meines Vaters, Johannes Aloisius, genannt Hans, war der erklärte Hoferbe. Er fiel jedoch 1943 oder 1944 in Russland. Die älteste Schwester meines Vaters, Marie, starb bei der Geburt ihres

ersten Kindes und die drei darauffolgenden Schwestern blieben kinderlos. Welches Leid hatte diese Bauernfamilie zu ertragen.

Ich bin das zweite von drei Kindern. Wir folgten schnell aufeinander, nachdem meine Eltern 1938 im oberschlesischen Annaberg geheiratet hatten: Meine Schwester Ingeburg wurde im Mai 1939 geboren, sie war das Friedenskind. Ich kam im August 1940 zur Welt, im Oktober 1941 schon mein Bruder Helmut Ernst. Mit ihm war meine Mutter unwissentlich schwanger, als unser Vater an die Front einberufen wurde. Er fiel im März 1942 bei der Russlandinvasion, ohne seinen Sohn je gesehen zu haben. Unsere Mutter sprach nie mit uns über dieses Trauma. Nur meine Großmutter erzählte Ingeburg später, meine Mutter sei weinend zu ihr gekommen mit den Worten: »Ich bin wieder schwanger.« Meine Mutter war eine so kluge Frau, aber sie wusste nichts über Verhütung, wie sie einmal in einem Nebensatz erwähnte. So war es zu dieser Zeit.



*Abb. 1: Meine Mutter mit uns drei Kindern: Ingeburg, ich und Helmut Ernst. Mein kleiner Bruder sollte seinen Vater nie kennenlernen.*